Englandreise einer Bernerin 1786/87 [Fortsetzung]

Autor(en): **Lerch, Christian**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche**

Band (Jahr): **35 (1945)**

Heft 32

PDF erstellt am: **29.03.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-648194

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

„Gib her...! Ja, bitte Menton 87. Lass mich sprechen, du machst sonst lauter Unsinn."

Ariel lässt sich nach einigem Sträuben beiseite schieben und verzieht sich mit einer spitzbübischen Grimasse in den Hintergrund. Dumme Kaja, auf jeden Trick fällt sie herein! Und zum Schluss geschieht doch immer, was man will...

Die Sache mit der Kurverwaltung ist im Handumdrehen erledigt. Man zeigt sich angenehm überrascht, dass die grosse Künstlerin sich doch noch zu einem Auftreten entschlossen hat, und macht einen leisen Versuch, das Honorar zu drücken, der aber an Kajas kaufmännischer Unerschütterlichkeit scheitert. Befriedigt hängt sie ein.

„So, das wäre gemacht. Ein Glück, dass nicht du gesprochen hast, du hättest dich natürlich bluffen lassen."

„Und du, grosser Winnetou, hättest überhaupt nicht angerufen — möchte ich nur feststellen", kommt es schlagfertig aus dem Hintergrund. Kaja Hilton überhört den kleinen Ausfall. Es gibt jetzt Wichtigeres. Vor allem muss das Programm festgelegt werden für die Druckerei. Sie nimmt ihren Notizblock vom Schreibtisch.

„Also, was wirst du tanzen? Die „Amazone" vielleicht oder den „Pfau" — was meinst du? Und als zweite Nummer irgendein Bravourstück, vielleicht die „Gavotte"?"

„Nein, als zweites tanze ich etwas ganz Neues, den „Bolero" von Ravel."

Die Tänzerin schnellt vom Diwan auf und probiert ein paar Tanzschritte. Jeder Muskel ihres schönen Körpers ist auf einmal gespannt in leidenschaftlicher Energie.

Kaja schüttelt zweifelnd den Kopf. „Etwas Neues in fünf Tagen? Wie willst du das schaffen?"

„Ich schaffe es. Ich habe schon alles im Kopf, jeden Schritt. Drei, vier Proben genügen."

„Ohne Yvo?"

„Mit Yvo natürlich. Wir müssen sofort einen SOS-Ruf an ihn loslassen."

„Er wird nicht kommen."

„Er wird kommen, verlass dich drauf!" versichert Ariel mit hinterhältiger Zuversicht. Summend geht sie zum Schreibtisch, mit diesem lässigen Siegerschritt, der immer irgendeinen Ueberraschungsstreich ahnen lässt. Zum zweitenmal greift sie nach dem Telephonhörer und stampft ungeduldig mit dem Fuss auf, als der Portier sich nicht sofort meldet. Ihre Stimme hat den eigensinnigen Befehlston eines verwöhnten Kindes.

„Machen Sie mir die Verbindung mit Paris, Anjou 18—36, Blitzgespräch. Ich bleibe solang auf dem Zimmer."

Kajas Gedächtnis vermerkt die Nummer sofort als unbekannt.

„An wen telephonierst du da?" erkundigt sie sich mit argwöhnischem Blinzeln. Ariel lächelt sie herausfordernd an.

„An Yvo natürlich."

„An Yvo...?" Kajas Gesicht erstarrt zu Stein. „Aber du sagtest doch immer, er hätte kein Telephon."

„Unsinn, das hab' ich nur gesagt, damit du ihn in Ruhe lässt", erklärt Ariel mit triumphierender Gelassenheit. Sie hockt neben dem Apparat auf der Schreibtischkante und summt stillvergnügt ihren Bolero.

Kaja Hilton ist sprachlos, ein schmerzlicher Zorn würgt sie in der Kehle. Während sie noch an einer Antwort feilt, schrillt das Telephon. Yvoynitschs heisere Knabenstimme klingt ganz fern, wie aus dem Jenseits.

„Halt' doch den Mund, Yvo, man versteht keine Silbe", zischt Ariel ihn nieder. „Also hör' zu: du musst sofort kommen, so—fort! Ich brauche dich dringend. Du nimmst morgen vormittag das Flugzeug, das gegen 4 Uhr in Nizza ankommt. Kaja wird dich dort mit dem Wagen abholen. Was sagst du?"

(Fortsetzung folgt)

Englandreise einer Bernerin 1786/87

Von Christian Lerch

17. Fortsetzung

„Ich stamme aus einem Lande, in dem es gottlob keine Prinzen gibt, und wo jedermann für sein Geld so behandelt wird, wie es sich geziemt!" Diese „Kopfschwäche!", wie Eva es nennt, wirkte Wunder; im Umsehen war ein Wagen da!

Der Anblick des Schlosses — mehr aber noch der ärmliche, ungefreute Zustand der Bevölkerung — veranlasst Eva zu bittern Bemerkungen gegen die Franzosen, besonders gegen den „wüsten König Ludwig XIV.".

Ueber *Ludwigsburg* gelangt Eva nach *Stuttgart*. Am Abend schreibt sie ihre Eindrücke von der Ludwigsburger Militärakademie nieder:

„Wenn die Schüler zum Essen in den Speisesaal kommen, so marschieren sie zu vieren, wie ein Regiment, zu ihren Plätzen, machen miteinander eine Wendung und setzen sich; einer der Jüngsten spricht ein Gebet. Die Ritter, das heisst diejenigen, die sich in der Schule oder auf dem Exerzierplatz am meisten ausgezeichnet haben und deswegen einen Orden tragen, sitzen oben im Saale an einem runden Tische; dann folgen die Adeligen und zuletzt die Bürgerlichen. Wenn es nach mir ginge, so müssten sie mir alle durcheinander sitzen, und wie in Colmar dürften einzig die Leistungen zu Belohnungen berechtigen. „Wieder altbernisch-demokratische Gesinnung!"

Eva besucht sodann die „Solitude", das Lusthaus (heute hiesse es vielleicht Weekendhaus) des Herzogs. Architektur- und Garteneinzelheiten hält Eva, schon ihren Freundinnen zuliebe, gewissenhaft im Tagebuch fest. Noch gründlicher nimmt sie es mit der Kunst; und da stellt sie scherzend fest, dass man sehr recht daran getan habe, die 20 weiblichen Statuen — übrigens nur aus Gips und schlecht ausgeführt — im Mittelteil des Festsaales mit Beschriftungen zu versehen, denn sonst könnte niemand erraten, was damit gemeint sei! Die „Freude" halte ein entrolltes Schriftband in den Händen; die „Feinheit" oder „Gewissenhaftigkeit" (delicatesse) halte einen Teller mit Trauben; das „Gespräch" trage einen Schlangenstab wie Merkur. Aergerlich war, dass der dicke Hauswart, der den Führer machte, stetsfort rannte („nid luege, wyter, wyter!") — es sei doch merkwürdig, dass diese Leute es immer eilig hätten, natürlich deshalb, weil sie die Dinge, die sie zeigen sollen, tagtäglich sehen; dass der Fremdling neugierig sei und schauen, betrachten, geniessen möchte, daran dachten sie nie!

*

Die nächste Tagebucheintragung ist schon auf Schweizerboden geschrieben, in *Schaffhausen*. Die letzte Strecke in

Bierquelle
Casino

deutschen Landen, von Stuttgart nach der Munotstadt, brachte Eva noch mehrfachen Verdruss.

Zunächst konnte sie, weil sie schlecht geschlafen hatte, erst eine Stunde später abfahren als vorgesehen. In einem Dorfe in der Grafschaft Hohenzollern (Eva sagt: „in einem Loch") liess ihr der Landesfürst unter Vorwänden, die Eva nicht verbucht hat, die Pferde wegnehmen; sie musste warten. In Hechingen, dem Hauptorte der Grafschaft („aber auch ein Loch"), musste Eva wiederum warten. Abends 7½ Uhr war stockdunkle Nacht eingebrochen (es war jetzt Anfang September) und Eva sah sich gezwungen im Posthaus zu *Altingen* zu übernachten. Das Haus sah keineswegs einladend aus, und die Frau Postmeisterin, eine „alte Hexe", gab auf Evas Bitte, dem immer noch nicht genesenen Diener ein Bett zu rüsten, groben Bescheid. „Ich glaubte, sie wolle mich verschlingen", berichtet das Tagebuch. Immerhin dachte Eva: Nur Mut! — und bestellte ein Abendessen. Jetzt trat der Sohn der Postmeisterin herzu und versprach mit freundlicher Miene, herbeizuschaffen, was er könne. Auf seine Einladung betrat Eva den „Salon". Das war eine weite Stube — eine Halle sozusagen — mit Heiligenbildern in schreienden Farben und hässlichen Formen an den Wänden. Das Mobiliar bestand aus Wandbänken ringsherum, aus einem langen Tische, einem Tischlein und zwei Stühlen; ausserdem standen in dem weiten Raume wie verloren zwei Betten mit frischen, weissen Leintüchern und Kopfkissen und mit roten Bettüberwürfen aus Indienne. Während Eva sich umsah, deckte der dienstfertige Postmeistersohn den Tisch. Dann trug er eine Mehlsuppe auf. Eva, die sonst nie Mehlsuppe ass, zwängte sie zu sich, um den guten Jungen nicht zu betrüben. Es folgten Eier, dann vorzüglich gebackene Fischchen, schlechte Butter, guter Käse und das erste Weissbrot, das Eva an diesem Tage vor Augen kam. Als alles auf dem Tische stand, nahm der junge Mann auch Platz und plauderte mit dem Gaste.

Als Eva am folgenden Morgen um 4 Uhr geweckt wurde, war sie ausgeruht und munter. Bei der Abfahrt zeigte sich die „alte Hexe" wieder und murmelte: „Auf baldiges Wiedersehen." Eva sagte nichts, schrieb aber nachher ins Tagebuch: „Ich zweifle daran."

Nicht lange ging's, so kam der Wagen in *Tuttlingen* an. Das war der Ort, an dem Eva am Vorabend hätte übernachten wollen; „aber bei näherer Betrachtung sah ich, dass ich hier noch schlechter aufgehoben gewesen wäre als in Altingen". Noch schlimmer muss es in *Engen* gewesen sein. Die ganze Postmeisterfamilie war grimmig gelaunt. Eva musste fünf Viertelstunden auf die Pferde warten. Als sie sich beschwerte, schnauzte der Postmeister: „Die Pfer e müssen erst fressen und die Leute auch!" Und wie um Eva zu ärgern, ass der Postillon sein Mittagsbrot mit umständlicher Langsamkeit vor ihren Augen. „Das war der einzige unhöfliche Postillon, den ich auf meiner ganzen Reise gesehen habe", stellt sie fest.

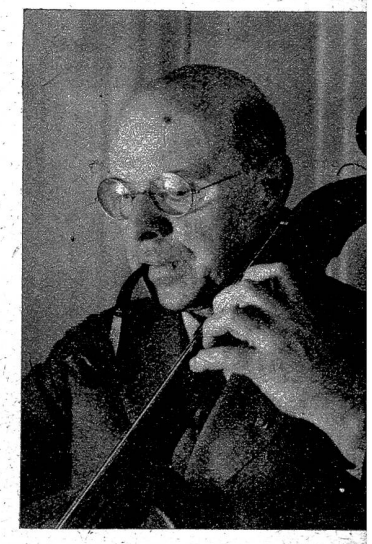
Vier Uhr schlug es in *Schaffhausen*, als Eva anlangte. Sogleich liess sie sich zum Rheinfall fahren. Ihre Zofe, der dieses Naturwunder etwas Unheimliches war, riss die Augen und den Mund auf, wurde feuerrot und brachte kein Wort heraus. Zum Hinüberfahren auf die Laufenseite war es zu spät. So genoss denn Eva, wo sie war, selbstversunken den Anblick und zugleich das Glücksgefühl, wieder in der Schweiz zu sein.

Der drittletzte Tag! Abfahrt in Schaffhausen früh um sechs Uhr; Pferdewechsel in *Kaiserstuhl*; nachmittags halb drei Uhr Ankunft in *Baden*. Im Gasthof war das Mittagessen (nach Schweizersitte) längst vorbei, und Eva erhielt nur Aufgewärmtes, das scheusslich schmeckte und sehr teuer war. Da sie acht Jahre früher Baden schon einmal gesehen hatte, liess sie alle Sehenswürdigkeiten liegen und reiste weiter. Sie kam bis *Lenzburg*, wo sie erst in der Nacht eintraf. Der Gastwirt war ob der späten Störung ungehalten, aber Verpflegung und Unterkunft fielen trotzdem befriedigend aus.

(Schluss folgt)

Der antifaschistische Rheumatismus von Pablo Casals

Die Tatsache, dass Pablo Casals in Gstaad und Luzern nach langer Pause wieder öffentlich konzertieren wird, ruft noch einmal jene Spätherbsttage des Jahres 1942 in Erinnerung, in denen sich Todmeldungen und Dementis in schneller Folge überstürzten. Man wusste, dass sich der grosse spanische Cellist nach Südfrankreich in ein freiwilliges Exil begeben hatte, weil er es vor seinem eigenen politischen Gewissen nicht verantworten wollte, den spanischen, italienischen oder deutschen Faschisten die unvergänglichen Musikwerke in der Darstellung seiner zu einmaliger Höhe entwickelten Kunst zu vermitteln. Als es auf unserem Kontinent fast ausnahmslos faschistische oder von Faschisten besetzte Länder gab, trat Pablo Casals überhaupt nicht mehr öffentlich auf.



Als dann im Herbst die deutschen Truppen in die bisher unbesetzte Zone Frankreichs einzogen, bangte die ganze Welt um das Leben des Künstlers, der aus seiner Verachtung für die «Neue Ordnung» nie ein Hehl gemacht hatte. Eine recht ungeschickte Interpellierung im englischen Unterhaus lieferte den Stoff für die zahlreichen Gerüchte um seinen Tod.

Nachdem Pablo Casals nunmehr nach einem kurzen Gastspiel in der Albert Hall in London in der Schweiz konzertiert, vermag er selber das Geheimnis zu lüften, das über seinem Exil gelegen hatte. Kein Mensch wird sagen können, aus welchem Grunde die Gestapo den Cellisten nicht den gleichen Weg gehen liess, den viele andere Antifaschisten gehen mussten. Wahrscheinlich werden es eher politische als kulturelle Motive gewesen sein, die ihn lediglich unter allerschärfste Bewachung stellten. Der Künstler wurde vollkommen von der übrigen Welt isoliert und lediglich seiner Sekretärin wurde gestattet, bei ihm zu bleiben. Sie war in dieser Zeit die einzige, die den Meister auf dem Cello spielen gehört hat. Ueber den heimlich abgehörten englischen Sender konnte Pablo Casals die Kunde seines mutmasslichen Todes vernehmen, ohne von sich aus irgendetwas richtigstellen zu können. Um ihr Leben bangen mussten die beiden politischen Häftlinge besonders, als französische und spanische Partisanen im Rahmen einer Vergeltungsmassnahme ein Nachbardorf niederbrannten. Danach gab es stundenlange Verhöre und rücksichtslose Hausdurchsuchungen, besonders durch die Agenten der Gestapo. Die Offiziere der Wehrmacht waren meist sehr korrekt. Wenn dann gelegentlich aber einer der Offiziere den Künstler bat, vor ihnen zu spielen, so wurde jeweils Rheumatismus vorgeschützt. Heute zwinkert Pablo Casals leicht vergnügt mit den Augen, wenn er von diesem Rheumatismus spricht. Damals aber wird er sich wohl im klaren gewesen sein, auf welche Weise die neuen Herren Europas jene zu strafen pflegten, die nur Verachtung für sie übrig hatten.

Pablo Casals hat sich niemals in seinem Leben dem Faschismus gegenüber tolerant gezeigt, und wenn heute die Welt die Wiedergeburt des fast Siebzigjährigen feiert, dann feiert sie damit nicht nur einen der grössten Künstler, sondern auch einen der Geradesten und Aufrechtesten unter den politischen Kämpfern.

Ebenso wie der faschistische Spuk ist auch der «politische Rheumatismus» von Pablo Casals verflogen. Vor wenigen Tagen noch in London, kam er direkt mit dem Flugzeug in die Schweiz, und in Gstaad und Luzern kann sich jeder davon überzeugen, dass Pablo Casals wirklich vollkommen frei von Rheumatismus ist. Er hat es nicht mehr nötig, welchen zu haben.

Pws.